

Aleksej Miller (Moskau)

Die Erfindung der Konzepte Mittel- und Osteuropa

Verschiedenste „geistige Landkarten“ bilden einen integralen Bestandteil unseres Denkens. Ein ebenso integraler Bestandteil der „geistigen Landkarten“ selbst (beziehungsweise der unterschiedlichen Prinzipien, nach denen der geographische, politische und gesellschaftliche Raum organisiert wird) sind deren Subjektivität und politisches Engagement. Regionen werden nach denselben Mechanismen erfunden oder „imaginiert“, wie Benedict Andersons bekannter Theorie zufolge Nationen imaginiert werden (Neumann 1999: 113f; Anderson 1983). Von den verschiedenen Konzepten einer regionalen Gliederung Europas wurde im letzten Vierteljahrhundert am lebhaftesten die Bedeutung des Mitteleuropabegriffs diskutiert. In Abhängigkeit von der jeweiligen Auslegung des Begriffs „Mitteleuropa“ änderte sich auch die Bedeutung des Begriffs „Osteuropa“.

Begriffsbestimmung

Im Russischen tauchte der Begriff *Central'naja Evropa* (Zentraleuropa) ebenso wie die ihm nahe oder mit ihm in Verbindung stehenden Begriffe *Srednjaja Evropa* (Mitteleuropa) und *Vostočno-Central'naja Evropa* (Ostmitteleuropa) vergleichsweise spät auf. Sie alle waren nicht dazu gedacht, in Russland formulierte Konzepte wiederzugeben, sondern waren Übersetzungen von ausländischen Begriffen, die russische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Politiker und Politikerinnen, Publizisten und Publizistinnen den Arbeiten vorwiegend deutsch- oder englischsprachiger Autoren, mitunter auch tschechischen, polnischen und ungarischen Texten entnommen hatten. (Diejenigen, die vor allem deutsche Literatur rezipiert hatten, verwendeten häufiger das Wort *srednjaja* als Lehnübersetzung von dt. „Mitte“, während „englischsprachige“ russische Autoren das Wort *central'naja* [von engl. *central*] bevorzugten.) In diesen Texten ging es natürlich nicht um ein geometrisch klar umrissenes Zentrum Europas, sondern um politische und/oder historische Konzeptionen. Wie es in solchen Fällen häufig geschieht, gingen wichtige Unterscheidungen, die beispielsweise zwischen dem deutschen *Mitteleuropa* und dem angloamerikanischen *Central Europe* existieren, „unterwegs“ verloren. Auch in anderen europäischen Sprachen lässt sich ein vergleichbarer Verlust von Nuancen und zeitweise sogar eine Sinnentstellung beobachten.

Der Begriff *Vostočno-Central'naja Evropa* (Ostmitteleuropa) ist im Russischen – wie auch im Deutschen – eine Lehnübersetzung zu engl. *East Central Europe* und führt häufig zu

Missverständnissen. Er bezeichnet den östlichen Teil Mitteleuropas, während er in Russland von vielen fälschlicherweise als Überbegriff für Ost- und Mitteleuropa verstanden wird. Der Begriff hatte zum einen die Funktion, den östlichen Teil Mitteleuropas von Deutschland und Österreich, also dem westlichen Teil Mitteleuropas, abzugrenzen, zum anderen, jenen Teil Mitteleuropas zu bezeichnen, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg im Einflussbereich des Kremls befand. (Daher wurde mitunter auch die DDR zu Ostmitteleuropa gerechnet.) Wenn sich im Osten hingegen irgendein Volk zu Ostmitteleuropa zählt, setzt das die Überzeugung voraus, dass dessen „Osteuropäität“ weniger ausgeprägt ist als seine „Mitteleuropäität“. Dennoch existiert natürlich eine gewisse „Orientierung“ des Begriffs in Richtung Osten.

Die Begriffe *Central'naja Evropa*, *Mitteleuropa*, *Central Europe*, *Europa Środkowa* (poln. „Mitteleuropa“) usw. sind bei weitem nicht einfach nur die Übersetzung ein und desselben Begriffs in verschiedene Sprachen, sondern bezeichnen ein ganzes Bouquet von sehr unterschiedlichen und einander teilweise sogar widersprechenden Konzepten. Richtiger ist es daher, nicht von einem Mitteleuropa-Begriff, sondern von einem Mitteleuropa-Thema zu sprechen, in Analogie zum musikalischen Thema, das unendliche Variationen durchlaufen kann. Noch heute geben die zu Mitteleuropa publizierten Bücher und Aufsätze in erster Linie Aufschluss darüber, was deren Autoren in ebendiesem Text unter Mitteleuropa verstehen. Das bedeutet aber, dass man richtigerweise nicht fragen sollte, ob ein bestimmtes Land zu Mitteleuropa gehört, sondern vielmehr, welcher Platz einem bestimmten Land in einem bestimmten Mitteleuropakonzept zukommt.

Wenn man will, kann man die regionale Gliederung Europas sogar beschreiben, ohne überhaupt auf den Mitteleuropabegriff zurückgreifen zu müssen: indem man Südosteuropa maximal auslegt und, wie es früher nicht selten der Fall war, Ungarn hinzurechnet; indem man einen weiten Osteuropabegriff anwendet, zu dem man nach bestimmten Kriterien sogar einen Teil des heutigen Polens hinzuzählen kann; indem man die baltische Region maximal ausdehnt und die restlichen Teile Polens mit einschließt usw. Seit dem Zerfall der UdSSR ist andererseits die Tendenz zu beobachten, Osteuropa „verschwinden“ zu lassen: Im offiziellen Diskurs der unmittelbaren westlichen Nachbarn Russlands herrscht das deutliche Bestreben vor, sich als nicht zu Osteuropa gehöriges Land zu bestimmen, indem sie entweder auf ihrer Mitteleuropäität bestehen (Moldova, Ukraine, die weißrussische Opposition, Litauen) beziehungsweise auf ihrer Zugehörigkeit zur baltischen Region (wiederum Litauen sowie Lettland und Estland). Anders formuliert: Man kann alle historischen, geographischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fakten auf unterschiedliche Weise gruppieren und interpretieren.

Unter den Historikerinnen und Historikern herrscht nach wie vor Uneinigkeit darüber, ob es eine bestimmte „tatsächlich vorhandene“ Gemeinsamkeit gibt, die mit dem Mitteleuropabegriff nur ihren Namen erhalten hat. Politikwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler hingegen stimmen praktisch darin überein, dass es kein eigenständiges politisches Subjekt namens Mitteleuropa gibt noch je gegeben hat. Offensichtlich existiert Mitteleuropa jedoch seit etwa zwei Jahrhunderten – als ideologisches Phänomen.

Die Geschichte des Mitteleuropakonzepts

Der Mitteleuropabegriff beziehungsweise ihm verwandte Konzepte kommen ab den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Gebrauch. 1842 schrieb der deutsche Ökonom Friedrich List von der „mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft“ und begründete damit die Notwendigkeit einer deutschen Wirtschaftsexpansion, wobei er die Habsburgermonarchie als das agrarische Anhängsel des industriellen Deutschlands betrachtete. Die Idee einer deutschen Vorherrschaft, in wirtschaftlicher wie in politischer Hinsicht, in den zwischen Russland und Deutschland liegenden Gebieten wurde später von Friedrich Naumann in seinem Buch *Mitteleuropa* weiterentwickelt (Naumann 1915) – wobei Naumanns Blick auch nach Westen gerichtet war, sodass sein Mitteleuropa auch Belgien mit einschloss. Man kann sagen, dass in den deutschen Mitteleuropakonzepten der Hegemoniegedanke ständig, wenn auch – den jeweiligen Umständen entsprechend – in sehr unterschiedlicher Ausprägung präsent war. Dennoch wäre es ungerecht zu dämonisieren, was Deutsche im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Thema Mitteleuropa geschrieben haben. Diese Konzepte spiegelten in nicht geringem Maße wider, was die Deutschen in die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Region tatsächlich investierten: Die deutsche Diaspora war in Mitteleuropa zahlenmäßig sehr stark, und das Deutsche war die Lingua franca der Region. Man muss sich allein vergegenwärtigen, dass von der Vertreibung ethnischer Deutscher aus den Nachbarländern Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen neun und elf Millionen Menschen betroffen waren. Daher unterliegen die häufig anzutreffenden Versuche, Mitteleuropa als den Raum zwischen dem deutschen und dem russischen Sprachareal zu bestimmen, einem offensichtlichen Irrtum.

Im Revolutionsjahr 1848 schrieb der Führer der tschechischen Nationalbewegung František Palacký:

Sie wissen, daß der Süd-Osten von Europa, die Grenzen des Russischen Reiches entlang, von mehreren [...] merklich verschiedenen Völkern bewohnt wird – Slawen, Walachen, Magyaren und Deutschen, um der Griechen, Türken und Schkipetaren nicht zu gedenken –, von welchen keines für sich allein mächtig genug ist, dem übermächtigen Nachbarn im Osten in alle Zukunft erfolgreichen Widerstand zu leisten; das können sie nur dann, wenn ein einiges und festes Band sie alle miteinander vereinigt. (Palacký 1874: 152)

Er sah ein reformiertes Österreich als die Form einer solchen Verbindung. Es ist auffällig, dass Palacký Ungarn („Magyaren“), Deutsche und Rumänen („Walachen“) erwähnt; das heißt, er dachte hier in regionalen und nicht in rassistischen Kategorien. Die Deutschen erscheinen in dieser Aufzählung nicht als Angehörige eines mächtigen Staates. Schon damals meinte Palacký, wenn er über die Deutschen sprach, nicht Preußen, sondern die österreichischen Deutschen und die deutsche Diaspora der an Österreich angrenzenden Gebiete. Diese Deutschen dachten selbst jedoch in völlig anderen Kategorien: in jenen der Loyalität gegenüber der Habsburgerdynastie oder der Vereinigung Deutschlands, und so



Abb. 5: Friedrich Naumann (1860–1919); Bilddatenbank der Österreichischen Nationalbibliothek.



Abb. 6: Der Historiker František Palacký (1798–1876); Bilddatenbank der Österreichischen Nationalbibliothek.

ließen die Reaktionen auf Palackýs Solidaritätsideen auf sich warten. Im September 1848 entwickelte der Pole Adam Czartoryski gemeinsam mit dem Ungarn László Teleki den Plan einer Donau-Konföderation. Auf diese Pläne kamen später viele zurück, darunter auch Lajos [Ludwig] Kossuth¹.

Somit beinhaltete die Vorstellung, die sich die nichtdeutschen Habsburguntertanen von der Eigenart der Region machten, von Beginn an zwei politische Motive: ein föderatives und ein isolationistisches. Auf der einen Seite hatte die Mitteleuropaidee für die Völker der Region – mit wechselndem, insgesamt aber äußerst begrenztem Erfolg – eine integrierende Funktion, indem sie sie als Schicksalsgemeinschaft definierte und die Notwendigkeit einer solidarischen Haltung hervorhob; zum anderen wurden das „Eingezwängtsein“ zwischen Russland und Deutschland und der damit verbundene Imperativ, sich vor den beiden Mächten schützen zu müssen, zum grundlegenden Motiv dieser Version von Mitteleuropa. Deutschland bleibt gerade dadurch, dass es sich zu einem Nationalstaat und zugleich zu einer europäischen Großmacht verband, aus diesem Mitteleuropakonzept ausgeschlossen.

Das Mitteleuropakonzept wurde unter den „kleinen“ Völkern dieses Teils von Europa nicht selten dazu instrumentalisiert, sich gegenseitig zu isolieren und in eine Rangordnung zu bringen. In einem bekannten Witz lassen so etwa die einzelnen Völker der Region die Ostgrenze Mitteleuropas jeweils entlang der Grenze mit ihrem östlichen Nachbarn verlaufen.

In Russland stand den Konzeptualisierungen Mitteleuropas als eines germanischen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Expansionsraums das Konzept der slawischen Welt gegenüber. Ab den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelten sich verschiedene Varianten eines Panslawismus. Russland war mit der Aufmerksamkeit, die es der slawischen Frage widmete, nicht allein, und das nicht nur im 19. Jahrhundert. Man kann sagen, dass die Slawen Europas umso größere Sympathien für die diversen „slawischen Ideen“ entwickelten, je stärker die germanische oder osmanische Bedrohung zu spüren und je weiter entfernt Russland war. Bei den Polen, die durch Russland so manches Leid erfahren hatten, waren sie weniger stark ausgeprägt, insbesondere ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Doch auch die polnischen Denker versuchten zeitweise, die Idee einer slawischen Gemeinsamkeit für sich zu „retten“, indem sie Russland aus der slawischen Welt ausschlossen. Auf großen Widerhall trafen die panslawistischen Ideen bei den Tschechen und insbesondere bei den Slowaken.

In der Idee eines gemeinsamen Slawentums ist für die Vorstellung von Mitteleuropa als einer eigenen Region kein Platz. Das regionale Prinzip wird durch ein panethnisches ersetzt, der nichtslawische Teil der Region fällt weg, und an seiner Statt kommen die Slawen des europäischen Südostens und Ostens hinzu. Man kann sagen, dass in den Köpfen der Slawen dieses Teils von Europa die slawische und die mitteleuropäische Idee über lange Zeit in einem Konkurrenzverhältnis standen. Allerdings ist es auch wichtig, daran zu erinnern, dass dieser

¹ 1802–1894, ungarischer Politiker und Nationalheld, Vorkämpfer für die ungarische Unabhängigkeit.

Wettstreit nur eine Ergänzung zum vorherrschenden Motiv des politischen Denkens dieser Zeit, nämlich dem Nationalismus, bildete.

Im westeuropäischen Denken des 18. und 19. Jahrhunderts war das Mitteleuropathema von geringer Bedeutung und erfuhr wenig Aufmerksamkeit. Es herrschte eine dichotomische Gliederung Europas in einen Westen und einen Osten vor, in einen zivilisierten und einen halbzivilisierten oder, was oft viel wichtiger war, einen halbbarbarischen Teil, dem im westlichen Diskurs zusammen mit Russland auch Polen, Tschechien und Ungarn zugeordnet wurden (Wolff 1994; Lemberg 1985). Larry Wolff führt in seinem Buch *Inventing Eastern Europe* (Die Erfindung Osteuropas) eine Menge an Beispielen aus der westlichen Literatur des 18. Jahrhunderts an, in denen jene Länder, die heute ihre Mitteleuropäität postulieren, in sarkastischer, abwertender und „orientalistischer“ Weise beschrieben werden. „Man kann die Erfindung Osteuropas als intellektuelles Projekt einer Halb-orientalisierung beschreiben“, bemerkt Wolff (1994: 7) und versucht somit, die genetische Verwandtschaft der von ihm untersuchten intellektuellen Praktiken mit dem von Edward Said beschriebenen Phänomen des Orientalismus aufzuzeigen. Er fährt fort: „Ebenso wie für den Orientalismus war auch für das Studium Osteuropas die Verbindung von Wissen und Macht sowie die Praxis von Beherrschung und Unterwerfung charakteristisch.“ (ebd.: 8) Die Imagination Osteuropas im westlichen Denken war ein integraler Bestandteil eines umfassenderen intellektuellen Projekts, das auch die Imagination des Westens als einer Gesamtheit mit einschloss.

Ein wichtiges Charakteristikum Osteuropas war in den Augen der französischen Aufklärer, dass es slawisch war, weshalb die *Encyclopédie* das Ungarische als einen den Sprachen Böhmens, Polens und Russlands verwandten slawischen Dialekt einstufte. „Dieser offenkundige Trugschluss war keine bewusste Irreführung, sondern diente dem Zweck, eine Verbindung zwischen Sprachen und Ländern herzustellen“, schreibt Wolff (ebd.: 357). Das westliche Denken brachte zwei Auslegungen des Slawentums hervor: Während Herder die Hoffnung auf eine ruhmreiche Zukunft der slawischen Völker mit deren „Jugend“ begründete, diente Letztere für die meisten als Rechtfertigung, den Platz der Slawen auf den unteren Stufen der europäischen Völkerhierarchie zu festigen.

Der österreichische Kanzler Metternich, Liebhaber des Bonmots, soll gesagt haben, dass „Asien hinter der Landstraße beginnt“. „Ost“ und „West“ waren in diesem Vorstellungssystem völlig ideologische Begriffe. Aus Metternichs Sicht lag Prag zweifelsohne im Osten, obwohl die geographische Landkarte bezeugt, dass es westlich von Wien liegt. Wolff berichtet, dass Graf Louis-Philippe de Ségur, der von 1784 bis 1785 als französischer Botschafter nach Sankt Petersburg entsandt wurde, beschrieb, wie er beim Übertritt über die preußisch-polnische Grenze „Europa gänzlich hinter sich“ gelassen und sich „zehn Jahrhunderte zurück“ begeben habe. Zur selben Zeit sprach der Amerikaner John Ledyard, der in die entgegengesetzte Richtung reiste, beim Übertritt über ebenjene preußisch-polnische Grenze, die „große Scheidelinie zwischen der asiatischen und der europäischen Lebensform“, Europa seinen Gruß aus (ebd.: 4–6). Was hieran interessant (und Wolffs Aufmerksamkeit entgangen) ist, ist der Umstand, dass unsere Reisenden Europa an jener preußisch-polnischen Grenze

begrüßten und verabschiedeten, die erst seit zwölf Jahren an ebendieser Stelle verlief – seit der ersten Teilung der *Rzeczpospolita*². De Ségur und Ledyard hätten diese „große Scheidelinie“ zuvor noch einige hundert Kilometer weiter westlich erspäht. Das „Wissen“ um die Zugehörigkeit Preußens zum Westen und Polens zum Osten war für beide jedoch wichtiger als die beobachtbare Realität.

Die Teilung Europas in einen Westen und einen Osten erfreute sich in Russland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus verständlichen Gründen keiner großen Beliebtheit. Augenfällig war Russlands Bestreben, den europäischen Raum der alten Tradition nach um eine Nord-Süd-Achse zu organisieren. In diesem System, das im europäischen Denken zumindest bis zum Zeitalter der Aufklärung, vielleicht auch bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vorherrschend war, bildete Russland gemeinsam mit Dänemark, Polen und Schweden ein nördliches Machtzentrum. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts trug das halbamtliche russische Presseorgan, das für Europa herausgegeben wurde, den Titel *Le Nord* (Der Norden).

Das Konzept des Westens setzte sich in Russland früher durch als das Osteuropakonzept (wobei beide Begriffe die Frucht westeuropäischen Denkens sind). Das Motiv der Gegenüberstellung einer russischen und einer westlichen Zivilisation, die negativen Zuschreibungen zum Westen und die Verfestigung des Begriffs vom „kranken, faulenden Westen“ kennzeichnen das russische Denken ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Doch dieses Motiv war nie das dominierende. Die Gegenüberstellung von „Westlern“ und „Heimatverbundenen“ (russ. *počvenniki*) ist für das Denken vieler osteuropäischer Länder charakteristisch und dient oft als organisierendes Prinzip in deren Geistesgeschichte. Hinsichtlich ihrer Verbreitung im gesellschaftlichen Bewusstsein sind diese Strömungen jedoch bei weitem nicht gleichwertig. Das Westlertum, das nach Wegen suchte, den Westen „einzuholen“ und sich mit ihm auf verschiedenster Grundlage zu vereinigen, war und bleibt permanent viel populärer. Die Westler konnten freilich sowohl Liberale als auch Sozialisten oder sogar Konservative sein. Jede dieser Strömungen gab dem Westen und seinen Entwicklungstendenzen eine eigene Interpretation und folglich auch jenem in die Zukunft verlegten „Punkt“, an dem sich Russland (oder ein anderes Land) mit dem Westen vereinigen sollte. Da „der Westen“ der Westler vor allem in deren Vorstellung existierte, hat die Mehrheit dieser Konzepte utopischen Charakter.

Das Ostmitteleuropakonzept hatte auch in der Zwischenkriegszeit nur marginale Bedeutung. Auf dem 5. und dem 6. Weltkongress der Historiker (Brüssel 1923 und Oslo 1928) stellte Oskar Halecki die Frage nach den Unterschieden zwischen den beiden Zivilisationen im westlichen und im östlichen Teil jenes Raumes, den man üblicherweise als Osteuropa bezeichnete und der alles, was östlich von Deutschland lag, zusammenfasste. Die Historiker der neuen Staaten, die nach dem Ersten Weltkrieg unabhängig geworden waren, kämpften um einen neuen Platz in der Geschichte für ihre Länder. Ihre Bemühungen waren anfangs durch die Verschiedenheit der Konzepte und Zugänge gekennzeichnet. Die Historiker

² „Republik“. Realunion zwischen Polen und Litauen, Adelsrepublik von 1569 bis zu den Polnischen Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts.

näherten sich den Problemen der Region häufig durch ein nationales Prisma. Die Diskussion zwischen Ungarn (Imre Lukinics), Tschechen (Jaroslav Bidlo) und Polen (Marceli Handelsman) drehte sich um die Grenzen der Region und um die Frage, was als Hauptmerkmale oder organisierende Prinzipien in der Geschichte dieser Ländergruppe zu gelten habe. Nicht ohne Protest der Tschechen wurde Übereinstimmung über die Abkehr vom slawischen Prinzip erzielt. Die Nationalität der Historiker prägte deren Konzeption wesentlich mit. So behauptete etwa der Pole Handelsman ohne jede Grundlage, dass sich die *Rzeczpospolita* im Zentrum der Region befunden habe und dass ihre Geschichte daher als organisierendes Prinzip für ganz Mitteleuropa dienen könne. Die Ungarn wiederum tendierten dazu, die Rolle der Donau als integrierende Achse zu betonen.

Von den Politikern schenkte der Mitteleuropaidee zu dieser Zeit vor allem der Präsident der Tschechoslowakei, Tomáš G. Masaryk, seine Aufmerksamkeit. Während des Ersten Weltkriegs schrieb er über das „neue Europa“ innerhalb des üblichen Rahmens einer dichotomischen Gliederung des Kontinents, doch im Jahre 1921 verwendete er den Begriff Mitteleuropa, um die „zwischen dem Westen und dem Osten gelegene eigene Zone kleiner Nationen“ zu bezeichnen (Masaryk 1930: 476). Seine Sicht von Mitteleuropa stand in krassm Gegensatz zur deutschen Mitteleuropakonzeption, aber ebenso zum Panslawismus. Sie war – nach dem Untergang der Habsburgermonarchie und daher ohne Rücksichtnahme auf deren ehemalige Grenzen – ein neuer Versuch, jene Gesellschaft zu bestimmen, über die Mitte des 19. Jahrhunderts Palacký geschrieben hatte (Ash 1990a: 207; Bugge 1999: 21f).

Die Machtübernahme der Nazis und insbesondere der Zweite Weltkrieg führten zu einer Emigrationswelle Intellektueller aus Deutschland ebenso wie aus den Nachbarländern nach England und vor allem nach Übersee. Oskar Halecki, der 1940 nach New York kam, veröffentlichte 1943 einen Artikel mit dem Titel „East Central Europe in the Postwar Organization“ (Ostmitteleuropa in der Nachkriegsorganisation) sowie 1944 den Aufsatz „The Historical Role of Central-Eastern Europe“ (Die historische Rolle Mitteleuropas) in der einflussreichen Zeitschrift *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*. Die verschiedenen Bezeichnungen, die Halecki im Titel seiner Aufsätze verwendet, zeugen von seiner Suche nach der geeignetsten Variante. 1950 veröffentlichte er das Buch *The Limits and Divisions of European History*, in dem er Mitteleuropa in einen westlichen Teil (*West Central Europe*, Westmitteleuropa), womit er Deutschland und Österreich meinte, und einen östlichen Teil (*East Central Europe*, Ostmitteleuropa), womit er den Raum zwischen Deutschland und Russland bezeichnete, untergliederte. Unter dem Einfluss von Polen, Ungarn und Österreichern (Oskar Halecki, Oszkár Jászi, Robert A. Kann) setzte in den USA eine intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte des Habsburgerreiches ein. Seit dieser Zeit begann sich der Mitteleuropabegriff in der angelsächsischen Welt zu verfestigen.

In den fünfziger bis sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts gilt dies jedoch in erster Linie für Historiker und Historikerinnen. Im Westen assoziierte man das Thema Mitteleuropa nach dem Krieg vor allem mit der germanozentrischen Mitteleuropaidee, die durch die Nazis, die

sie ihren Bedürfnissen anzupassen versucht hatten, endgültig diskreditiert war. Ein Buch des Amerikaners Henry C. Meyer war zur Gänze der Kritik dieses Konzepts gewidmet (Meyer 1955). Nach dem Krieg griff man in Deutschland – allerdings nicht ganz ernst gemeint – mitunter sogar auf den Begriff *Zwischeneuropa* zurück, nur um nicht den Begriff Mitteleuropa verwenden zu müssen. Im politischen Diskurs des Westens dominierte wie eh und je die dichotomische Gliederung Europas. Der Eiserner Vorhang fiel auf wundersame (in der Tat jedoch völlig gesetzmäßige) Weise beinahe mit jener Teilungslinie zusammen, die schon im Zeitalter der Aufklärung in den Köpfen erzeugt worden war. Sowohl im Westen als auch im Osten waren viele bemüht, dies selber zu vergessen und andere glauben zu machen, die Teilungslinie zwischen dem Osten und dem Westen Europas hätten Stalin und Churchill erfunden.

In der UdSSR setzte sich der Mitteleuropabegriff in den sechziger bis siebziger Jahren allmählich in wissenschaftlichen Publikationen durch, die den sozialistischen Ländern gewidmet waren. Das Besondere an der Art, wie er verwendet wurde, ist jedoch, dass er fast ausschließlich in der Zusammensetzung „Mittel- und Ost-“ oder „Mittel- und Südost-europa“ vorkam, was auf der einen Seite die Einheit des sozialistischen Lagers hervorhob und die Autorinnen und Autoren auf der anderen Seite von der Notwendigkeit entband, die Grenzen Mitteleuropas in irgendeiner Weise genau zu bestimmen. Letzteres war im Übrigen nicht nur bequem, sondern in vieler Hinsicht auch vernünftig.

Die Blüte des Mitteleuropadiskurses in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts

In seinem Aufsatz „The Rediscovery of Central Europe“ (Die Wiederentdeckung Mitteleuropas) analysiert der amerikanische Historiker und Politikwissenschaftler Tony Judt insbesondere den westeuropäischen intellektuellen und politischen Kontext, in dem zu Beginn der achtziger Jahre die Wiedergeburt des Mitteleuropadiskurses möglich wurde. Er stellt fest, dass dieser Teil Europas nach der Konferenz von Jalta für lange Zeit aus dem Blickfeld der überragenden Mehrheit der europäischen Intellektuellen verschwunden war. Einzig die Emigranten und Emigrantinnen schrieben hartnäckig über die Länder zwischen Wien und Wilna [Vilnius]. Judt merkt an, dass alle (oder fast alle) Ideen, die zu Beginn der achtziger Jahre im Westen auf so große Resonanz trafen, wiederholt auch schon vorher geäußert worden seien. Selbst die berühmten Bilder Milan Kunderas wie jenes vom „gestohlenen Westen“ könne man schon bei Mircea Eliade finden, der 1952 schrieb:

Diese Kulturen stehen kurz vor dem Verschwinden. Fühlt denn Europa nicht die Amputation eines Teils seines eigenen Fleisches? Letztlich sind dies alles europäische Länder, und alle diese Völker gehören zur europäischen Gesellschaft. (Judt 1990: 33)

Man könnte Judt hier korrigieren und anmerken, dass alle diese Ideen auch zuvor schon bemüht worden waren, allerdings unter völlig anderen Vorzeichen, nämlich während des

Ersten Weltkriegs. In der Propagandaschlacht zwischen Russland und Deutschland um die Sympathie der Polen hatten die Anhänger Deutschlands nicht nur die Verteidigung Europas gegen das asiatische Russland ins Treffen geführt, sondern sogar über den „enormen Verlust, der dem Westen dadurch zugefügt wurde, dass er für eine so lange Zeit ihrer [der Polen] Zusammenarbeit beraubt war“, geschrieben (Gazeta Gdańska 30.09.1916).

Einige wichtige Ereignisse und Prozesse fielen in den achtziger Jahren zeitlich zusammen und erhöhten so die Empfänglichkeit des westlichen Publikums für solche Botschaften: der Niedergang der westlichen kommunistischen Parteien und überhaupt der marxistisch orientierten Linken, der Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan und die polnische *Solidarność*. Ebenso wichtig war die Aufmerksamkeit, die der Frage der Menschenrechte in der westlichen politischen Theorie erneut zuteil wurde. Für einige westeuropäische, insbesondere französische Radikale wurde der Mitteleuropadiskurs zudem zur Projektionsfläche für ihre eigenen Vorstellungen einer Emanzipation Europas von den USA. Diese Emanzipation sollte durch ein den Osten und den Westen des Kontinents vereinigendes Europa möglich werden. Eine neue und eigene Bedeutung erlangte die Mitteleuropafrage in Deutschland, wo man sie an die Lösung der Hauptaufgabe der „Ostpolitik“ – die Wiedervereinigung des Landes – zu adaptieren suchte. Einer der Führer der deutschen Sozialdemokratie, Egon Bahr, erwog schon in den sechziger Jahren die Möglichkeit, dass ein mitteleuropäisches Sicherheitssystem in der Zukunft die Nato und den Warschauer Pakt ersetzen könnte (Ash 1990b: 3, 6).

Die osteuropäischen Intellektuellen selbst waren mit dieser Tagesordnung ganz und gar nicht einverstanden. Doch eben deshalb, weil

Mitteleuropa heute [für die Intellektuellen des Westens] das idealisierte Europa unserer kulturellen Nostalgie geworden ist, und aufgrund der zahlreichen Gemeinsamkeiten mit der Form, die viele angesehene Dissidenten gewählt hatten, um ihre Opposition gegen die sowjetische Vorherrschaft zu artikulieren, entwickelte sich die Basis für einen Dialog,

schrieb Tony Judt 1989 (Judt 1990: 48).

Die Infrastruktur dieses Dialogs selbst war in erster Linie eine westliche. Freilich trafen sich die Aktivisten der *Solidarność* mit ihren tschechischen und slowakischen Kollegen in den Bergen an der Grenze, wo sie Erfahrung und Literatur austauschten. Doch diese Treffen sollten eine einzig für künftige Historiker und Historikerinnen interessante Episode der – um ein Klischee der sowjetischen Historiographie zu bemühen – „polnisch-tschechischen konterrevolutionären Verbindungen“ bleiben. Ihre große Bekanntheit und politische Bedeutung erlangte die Mitteleuropaidee vor allem dank dem Westen: Im Westen wurden die Verkünder der Mitteleuropaidee übersetzt und gedruckt, und diese lasen sich gegenseitig in englischer, deutscher und französischer Sprache. „Die Chancen sind größer, dass sie einander in New York und Paris begegnen als in Warschau und Prag“, schrieb Timothy Garton Ash (1990a: 211).

Der Westen war nicht nur Schauplatz des Mitteleuropadiskurses, sondern auch Hauptadressat der Botschaft, die die Initiatoren des Diskurses auf der sowjetischen Seite des „Eisernen

Vorhangs“ durch ihn übermittelten. Das Mitteleuropathema erklang in den Arbeiten osteuropäischer Dissidenten von neuem zu Beginn der achtziger Jahre, bald nach der Niederlage der *Solidarność*. Die Stimmung war damals in allen Ländern des sowjetischen Blocks sehr düster: Ein weiterer, der bisher kraftvollste Befreiungsversuch hatte einen Rückschlag erlitten, und für die Niederwerfung der Bewegung waren nicht einmal sowjetische Streitkräfte nötig gewesen. Der ungarische Herold des Mitteleuropathemas György Konrád gab seinem Buch *Mitteleuropäische Meditationen* den vielsagenden Zusatztitel *Antipolitik*. Timothy G. Ash, der erste westliche Analytiker und zugleich Propagandist dieses neuen Diskurses, stellte treffend fest, die Antipolitik sei letztlich nur eine Folge dessen, dass Politik nicht möglich sei (Ash 1990a: 208). Ebenso düster klingen die ersten Variationen Milan Kunderas über das Thema Mitteleuropa: „Mitteleuropa gibt es nicht mehr. Die drei Weisen in Jalta haben es entzweitgeteilt und sein Todesurteil verkündet. Es war ihnen völlig gleichgültig, was aus dieser großen Kultur wird.“ (Kundera 1982: 29) Praktisches Programm konnten die Dissidenten keines vorlegen, und sogar 1988 waren viele von ihnen noch mit dem ungarischen Literaturwissenschaftler Endre Bojtár der Ansicht, dass man „dem Lauf der Dinge nur um den Preis katastrophaler Ereignisse entkommen“ könne, womit ein neuer Weltkrieg gemeint war (Bojtár 1988: 268).

Dieses Mal jedoch fanden die Äußerungen der osteuropäischen Intellektuellen im Westen, wie gesagt, allmählich eine völlig andere Resonanz. Einen Wendepunkt stellte die Veröffentlichung von Milan Kunderas Artikel „The Tragedy of Central Europe“ (dt.: Die Tragödie Zentraleuropas) in der *New York Times* im April 1984 dar. Der Aufsatz wurde damals auch in der *Zeit* und *Le Monde* abgedruckt, und gegen Ende des Jahres erschien er in der englischen Zeitschrift *Granta* (11/1984) unter genau jenem Titel, den Kundera dem Text ursprünglich gegeben hatte: „A Kidnapped West, or Culture Bows Out“ (Der gestohlene Westen oder Der Abschied der Kultur). Dieser Text war bewusst als ein – für den Adressaten sehr bequemes – „Sendschreiben“ an den Westen konstruiert.

Kundera beschuldigte den Westen darin, Mitteleuropa verraten zu haben, indem er es Stalin überlassen habe. Die Folgen von Jalta seien für ganz Europa verheerend gewesen, denn gerade in Mitteleuropa habe das Herz der europäischen Kultur geschlagen, Mitteleuropa sei deren lebendigste Quelle gewesen. Sogar jetzt, in den achtziger Jahren, gediehen hier im Kampf mit dem sowjetrussischen Kommunismus die reinsten Beispiele europäischer Kultur. Die Pflicht des Westens bestehe darin, sich einzumischen, nicht nur aus einem Schuldgefühl heraus, sondern auch in seinem eigenen Interesse, denn nur in der Vereinigung mit seinem gestohlenen Teil könne der Westen Ganzheit erlangen.

Dieser Aufsatz Kunderas unterschied sich von den anderen zeitgenössischen Texten über Mitteleuropa nicht durch seinen gedanklichen Inhalt, sondern durch seine unverhohlenen propagandistische Form. Es ist schwer festzustellen, ob der Text aufgrund dieser seiner Eigenschaften eine derartige Verbreitung fand oder ob Kundera nicht „auf Bestellung“ schrieb. (Ich erinnere daran, dass der Artikel praktisch gleichzeitig in führenden englisch-, französisch- und deutschsprachigen Zeitungen erschien.) Wie dem auch sei, der Effekt, den Ash mit dem Schock über den *Archipel GULAG* verglich, war erzielt. Der Westen hatte sein

moralisches Mandat für die Schlussetappe seines Kampfes mit dem „Außenimperium des Kremls“ erhalten.

Russland im Mitteleuropadiskurs

Iver B. Neumann hat die Rolle Russlands im Mitteleuropadiskurs sehr zutreffend als die des „konstitutiven Anderen“ bestimmt. In der „Neuaufgabe“ des Mitteleuropakonzepts hatte der Westen die Doppelfunktion eines „Anderen“ und gleichzeitig „Eigenen“ inne, während Russland eindeutig die Rolle des „Anderen“ zufiel. Gerade durch seine Verschiedenheit von Russland bestätigt sich nach dieser Darstellung die „Westlichkeit“ Mitteleuropas. Und ebendieses Russland erscheint als der Hauptschuldige in der „Tragödie Zentraleuropas“ und als die Hauptbedrohung für dessen Zukunft.

Zwei wichtige und mit Russland zusammenhängende Motive des Mitteleuropadiskurses sind die des „Opfers“ und des „Widerstands“. Alle Prätendenten auf einen Platz in Mitteleuropa sind unausweichlich Opfer. Der kanadische Philosoph Charles Taylor bemerkte unlängst, dass sich die Welt in einem eigentümlichen Viktimisierungswettstreit befinde, wo jeder beweisen will, dass er mehr als die anderen gelitten hat, und sich davon verschiedenste Vorteile und Kompensationen für die Gegenwart erhofft. Schon in den sechziger Jahren hatte István Bibó gezeigt, dass eines der Kernmotive der kollektiven Mentalität und der historischen Mythen der Ungarn und vieler ihrer Nachbarvölker jenes der ethnischen Viktimisierung sei, das sich in die Phobie steigere, das eigene Volk könnte als ethnische Gemeinschaft verschwinden (Bibó 1991: 39). Die Besonderheit von Kunderas Konzeption liegt darin, dass die Schuld nicht nur erneut zur Gänze nach außen verlagert wird, sondern sich zudem deutlich aus zwei konstitutiven Elementen zusammensetzt. Die destruktive Rolle fällt dabei gänzlich Russland zu und nicht der Sowjetunion, die als völlig „organische Verkörperung russischer Charakteristika“ betrachtet wird.³ Der andere Schuldige ist der Westen, der Mitteleuropa in der Konferenz von Jalta den nichteuropäischen Barbaren zum Fraß vorgeworfen habe. Diese Verteilung der Schuld ruft den Westen auf, Buße zu tun für seine Abkehr nicht nur von Mitteleuropa, sondern auch von seinen eigenen Grundwerten – das heißt, er habe die Pflicht, sich einzumischen und „die Schuld wieder gutzumachen“. Den Russen und Russinnen wird dabei das Recht abgesprochen, sich selbst als Opfer des Kommunismus zu betrachten; ihnen wird die alleinige Verantwortung für das Unglück Mitteleuropas übertragen. Selbstverständlich sind die in der russischen Presse nicht selten anzutreffenden Versuche, die Russen ausschließlich als Opfer (des deutschen Generalstabs, der jüdischen Verschwörung, der lettischen Schützen⁴, des Polen Dzierżyński⁵ – die Liste

³ In analog teleologischer Weise ließe sich, wenn schon nicht die gesamte deutsche, so auf jeden Fall die gesamte preußische Geschichte als Vorbereitung des Nationalsozialismus beschreiben.

⁴ Militärische Hilfskräfte, derer sich die Bolschewisten in der Revolutions- und Bürgerkriegszeit bedienten.

⁵ Russ. Namensform: Dzerżyński, Feliks Ędmundovič (1877–1926), polnischer Kommunist, Gründer der Geheimpolizei „Tscheka“ (russ. *Čeka – Črezvyčajnaja kommissija* „Außerordentliche Kommission“, 1917–1922, Vorläuferorganisation des NKVD/KGB).

ließe sich fortführen) darzustellen, primitiv. Doch nicht weniger primitiv ist das Bestreben, die Völker anderer Länder ausschließlich als Opfer einer äußeren oder „fremdartigen“ Einmischung zu bezeichnen. Daran wurde Kundera von Martin Šimečka erinnert, der schrieb, dass sich in erster Linie Tschechen und Slowaken, also die eigenen Leute, die Mühe gemacht hätten, die kulturellen Errungenschaften des Prager Frühlings zu zerstören und die Intellektuellen zu verfolgen (Šimečka 1989a).

Šimečka (1989b) war es auch, der auf die offensichtliche Einseitigkeit von Kunderas Argumentation in einem weiteren Punkt hinwies: Dieser hatte geschrieben, dass nicht Stalin, sondern Hitler den Grundstein für „den Anfang vom Ende“ Mitteleuropas gelegt habe, da er jene vernichtete, die Danilo Kiš (1987) als die vollkommene Verkörperung des mitteleuropäischen Menschen bezeichnet hat – die Juden dieser Region. Doch hat sich die ansässige Bevölkerung sowohl während des Krieges als auch, was besonders schlimm ist, noch in den ersten Nachkriegsjahren an dieser Vernichtung beteiligt: In ausnahmslos allen Ländern der Region kam es nach dem Krieg nicht nur vereinzelt zu Judenmorden, sondern zu Pogromen. Es ließe sich hinzufügen, dass es ebenfalls die ansässige Bevölkerung war, die für die Ausrottung einer weiteren Schlüsselgruppe der Region nach dem Krieg, nämlich der Deutschen, durch Pogrome und vor allem Vertreibung verantwortlich zeichnete.

In der UdSSR gab es auf Kunderas Artikel und im selben Geist verfasste Texte praktisch keine Reaktion. Deren unverhohlenen antisowjetischer Charakter machte sie zur leichten Beute für die Zensur. Gleichzeitig konnten sie aufgrund ihrer ebenso offenkundigen Russenfeindlichkeit auch im *Samizdat* keine Verbreitung finden. Einzig Vertreter der russischen Emigration eröffneten mit Kundera eine Polemik. Vladimir Maksimov tat dies in dem ihm eigenen aggressiv-niveaulosen Stil und präsentierte Kundera die Rechnung dafür, dass die Tschechische Legion⁶ den Weißen im Kampf gegen die Bolschewiken nicht hatte helfen wollen, wofür seiner Ansicht nach die Tschechen nach dem Zweiten Weltkrieg auch verdiensterweise hätten zahlen müssen (Maksimov 1986). Doch es gab auch ernster zu nehmende Reaktionen. Seine Diskussionen mit Lev Kopelev⁷ gaben Martin Šimečka den Anstoß, mit Kundera in eine Polemik über dessen Verhältnis zu Russland zu treten (Šimečka 1989a: 157). Die stichhaltigste Antwort erhielt Kundera von Iosif Brodskij⁸:

Es gereicht dem westlichen Rationalismus zur Ehre, dass sich das Gespenst des Kommunismus, das in Europa umging, dem Osten zuwenden musste. Doch man darf nicht vergessen, dass dieses Gespenst auch nirgendwo auf größeren Widerstand gestoßen ist, angefangen von den Dämonen Dostoevskijs bis hin zum Blutbad des Bürgerkriegs und des Großen

⁶ 1917 aus Russlandtschechen, Kriegsgefangenen und -überläufern gebildeter Verband, der aus der Ukraine über Sibirien an die Westfront gebracht werden sollte, um für einen eigenen Staat zu kämpfen. Die Tschechische Legion hatte ursprünglich nicht beabsichtigt, in die innerrussischen Angelegenheiten einzugreifen (und die Weißen zu unterstützen); sie wurde jedoch zu einem entscheidenden Machtfaktor im Kampf gegen die Bolschewiken, als diese sie an ihrer Heimkehr hindern wollten.

⁷ 1912–1997, russischer Dissidentenschriftsteller, 1980 nach Deutschland emigriert.

⁸ 1940–1996, russischer Lyriker, 1972 in die USA emigriert, Literaturnobelpreisträger 1987.

Terrors, und selbst heute hat dieser Widerstand noch kein Ende gefunden. In der Heimat des Herrn Kundera konnte sich das Gespenst wenigstens ohne vergleichbare Schwierigkeiten einrichten [...]. Das politische System, in dem für Herrn Kundera keine Verwendung mehr ist, ist ebenso ein Produkt des westlichen Rationalismus wie des östlichen emotionalen Radikalismus,

schrrieb Brodskij 1986, als diese Gedanken noch keineswegs ein Gemeinplatz waren (Brodsky 1986: 479). Er bemerkte äußerst scharfsinnig, dass Kundera und „viele seiner osteuropäischen Brüder Opfer einer geopolitischen Wahrheit geworden sind, die im Westen erfunden wurde, nämlich des Konzepts einer Teilung Europas in einen Osten und einen Westen“ (ebd.: 481). (Acht Jahre später sollte Larry Wolff mit der wissenschaftlichen Begründung dieser These bekannt werden; Wolff 1994). Abschließend weist Brodskij mit dem ihm eigenen Sarkasmus darauf hin, dass

der Anspruch auf kulturelle Überlegenheit keineswegs die Sehnsucht nach jenem Westen verhindert, demgegenüber Kundera diese Überlegenheit scheinbar empfindet [...]. Das heißt, er sehnt sich nach genau jenem kulturellen Klima, das diesen Verrat hervorgebracht hat und das er kritisiert. (Brodsky 1986: 482)

Somit stellte Brodskij schon Mitte der achtziger Jahre eine vollkommen richtige Diagnose: Alles Nachdenken über eine mitteleuropäische Ausschließlichkeit war nur schmückendes Beiwerk zu einem grundlegenden Motiv – dem Bestreben, ein Teil des Westens zu werden. Brodskij war anscheinend der Erste, der die Hauptgrundlage des Mitteleuropamythos – die Idealisierung des Westens und damit auch Mitteleuropas als „westlich“ in Abgrenzung zum Osten – einer ausführlichen Kritik unterzog.

Der Zusammenbruch des Kommunismus und der Pyrrhussieg des Mitteleuropakonzepts

Im Jahr 1989 war das Programm des Mitteleuropadiskurses mit seinem absolut verdienstvollen „negativen“ Teil, das heißt dem Bestreben, sich vom Einfluss Moskaus zu befreien, praktisch erfüllt. Zu diesem Zeitpunkt wurde besonders deutlich, dass die Mitteleuropaidee keinerlei positives Programm enthielt. Der Mitteleuropabegriff verfestigte sich in der Diplomaten- und Wissenschaftssprache des Westens und fand Eingang in die Bezeichnung von Außenministeriumssektionen und Universitätsinstituten. Doch als Lech Wałęsa und einige andere Politiker erstmals versuchten, laut über eine Art „Nato II“, über einen irgendwie eigenen, „dritten Weg“ für die Länder Mitteleuropas nachzudenken, fanden diese Ideen keinerlei positives Echo im Westen und wurden schnell wieder zunichte gemacht.

Die *Realpolitik*, über die sich die osteuropäischen Dissidenten in den achtziger Jahren so verächtlich geäußert hatten, änderte niemand. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang

der Inhalt der nach der Zusammensetzung der Autoren sogar absolut „intellektuellen“ Ausgabe der Zeitschrift *Daedalus*, die bereits im Winter 1990 unter dem Titel *Eastern Europe... Central Europe... Europe?* erschien. Westeuropäische Intellektuelle wie Timothy G. Ash, Tony Judt und Jacques Rupnik diskutierten darin mit vollem Ernst ein einziges Thema: die Wiedervereinigung Deutschlands und dessen Platz in Europa. Schon damals schrieb Judt über die Bearbeitung des Mitteleuropathemas durch die osteuropäischen Dissidenten:

Der Gegenstand bleibt Eigentum der Zivilisationsliteraten, und zwar sowohl im Osten als auch im Westen. Die Mode wird unweigerlich vorübergehen [...]. Was bleiben wird, sind Übersetzungen von Büchern, von denen im Westen vorher kaum jemand etwas wusste. Und das ist schon einmal nicht so schlecht. (Judt 1990: 50)

Die Politiker und Politikerinnen der postsozialistischen Länder lernten die Spielregeln schnell: Sie stellten ihre Versuche hintan (oder besser: starteten sie erst gar nicht), Mitteleuropa in einen eigenständigen politischen Akteur zu verwandeln, und trugen nun Sorge, ihren Ländern die Vorzugsrechte beim Eintritt in die westlichen Strukturen zu sichern. Völlig richtig charakterisiert Peter Bugge das Mitteleuropakonzept als den „fehlgeborenen Versuch, sich eine eigene Identität zu schaffen“ (Bugge 1999: 15).

Heute hat sich die Mitteleuropäität für die Länder, die bereits der Nato beigetreten sind und kurz vor dem EU-Beitritt stehen, in das Etikett ihrer nicht vollwertigen Mitgliedschaft in den westlichen Strukturen verwandelt. Ihren Platz in Mitteleuropa als dem „vordersten Wartesaal“ versuchen nun jene einzunehmen, denen früher die Zugehörigkeit zu diesem Klub verwehrt war: Rumänien, Bulgarien, Kroatien und die Ukraine.

Die Geschichte in den Mitteleuropakonzepten

Die verschiedenen Interpretationen der Vergangenheit spielen eine wichtige Rolle als Argumente im Streit um die Grenzen der Region Mitteleuropa und um den Inhalt dieses Begriffs. Häufig beriefen sich Nichthistoriker auf die Geschichte, um Fakten beziehungsweise das, was man dafür halten sollte, für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Doch nicht selten bedienten auch Berufshistoriker und -historikerinnen politische Bedürfnisse. Ein unvermeidliches Merkmal dieser Texte ist, dass sie dazu tendieren, stark zu vereinfachen. Allerdings stellt die Geschichte selten Material bereit, das solche Urteile stützen würde.

Das historische Schicksal Mitteleuropas liegt darin, dass sich dieses als unfähig erwies, nach dem Zusammenbruch zuerst der tatarisch-türkischen und danach der westlichen, deutsch-österreichischen Hegemonie unabhängig zu werden, und dass es abermals unter eine Vorherrschaft, diesmal die sowjetrussische, fiel. Ebendeshalb ist es nicht möglich, dass unsere Region

ihre westliche Orientierung verwirklicht, die sie tausend Jahre zuvor gewählt hat, obwohl diese doch unsere tiefste historische Absicht darstellt,

schrieb György Konrád in einem seiner Essays über Mitteleuropa (Ash 1990a: 184) und wurde von Timothy G. Ash (ebd.) vollkommen zu Recht wie folgt kommentiert:

In diesem Text wird die Geschichte in einen Mythos verwandelt. Diese mythopoetische Tendenz – das Bestreben, der Vergangenheit Mitteleuropas das zuzuschreiben, was nach Hoffnung des Autors seine Zukunft sein wird, die Vermischung dessen, was sein soll, mit dem, was war – ist für den neuen Mitteleuropäismus recht typisch. Man will uns überzeugen, dass das wirklich Mitteleuropäische immer westlich, rational, humanistisch, demokratisch, skeptisch und tolerant war. Das Übrige war osteuropäisch, russisch – oder vielleicht auch deutsch.

Inzwischen ist einige Zeit verstrichen, doch an der Art, wie Konrád mit der Geschichte umgeht, hat sich kaum etwas geändert. Im Jahr 2000 erklärte er auf einer Konferenz in Bukarest, nach welchen Kriterien er bestimmt habe, wer der Mitteleuropa-Mitgliedschaft würdig sei. Er bekräftigte, das Hauptkriterium sei für ihn jenes gewesen, wer gegen die Sowjetstrukturen gekämpft hatte und wer nicht. In Konráds Darstellung zählten zu den „Kämpfern“ die Ungarn mit ihrem Jahr 1956, die Tschechen mit ihrem Jahr 1968, die Polen mit ihren Jahren 1956, 1968, 1970 und 1980. Von ihm „unbemerkt“ blieben sowohl der rumänische als auch der westukrainische Widerstand der Nachkriegszeit, der viel länger gedauert hatte als jener der Ungarn oder Tschechen, ebenso wie der Bürgerkrieg in Russland, an den Kundera von Brodskij als Antwort auf ähnliche Überlegungen erinnert worden war. Man kann Konrád wohl kaum einer bewussten intellektuellen Gaunerei verdächtigen. Er ist, um auf Czesław Miłosz⁹ berühmte Formulierung zurückzugreifen, das Beispiel eines herausragenden, doch in gewisser Hinsicht „versklavten“ Verstandes, der ein Opfer jenes Konzepts geworden ist, an dessen Schaffung er selbst beteiligt war. Konráds Beispiel ist äußerst typisch: Kundera, Mihály Vajda¹⁰ und viele andere Herolde der Mitteleuropaidee gehen um nichts besser mit der Geschichte um.

In Konráds oben zitierte Äußerung sticht der Sprung von der „Habsburgerhegemonie“ zur „sowjetrussischen Vorherrschaft“ ins Auge. Dass die Zwischenkriegsperiode, in der Mitteleuropa sowohl von der einen als auch von der anderen Herrschaft frei war, ausgelassen wird, ist kein Zufall. Die Erfahrung dieser Zeit zeigt die mythische Natur des historischen Mitteleuropabildes, dem man in Kunderas und Konráds Schriften begegnet, auf besonders anschauliche Weise.

⁹ Geb. 1911, polnischer Schriftsteller, 1951 in den Westen emigriert, Literaturnobelpreisträger 1980, lebt in den USA.

¹⁰ Geb. 1935, ungarischer Philosoph.

Die Regierungsform, die sich Mitte der zwanziger Jahre in Polen (ebenso wie in den anderen Ländern der Region) herausgebildet hatte, wurde von dem polnischen Historiker Andrzej Friszke als „pluralistischer Autoritarismus“ bezeichnet (Friszke 1989: 275). Damit ist gemeint, dass die führenden Eliten, auch wenn sie auf demokratische Formen der Machtausübung verzichtet hatten, keinesfalls danach trachteten, die Gesellschaft einer umfassenden Kontrolle zu unterwerfen, das ideologische Monopol zu behaupten und alle Konkurrenten von der politischen Bühne zu entfernen. Zugleich manipulierten die „regierenden Parteien“ jedoch die Wahlen und benutzten das pseudoparlamentarische System für ihre eigenen Interessen, als Instrument der Legitimation von im engen bürokratischen Kreis bereits gefassten Beschlüssen. Zudem funktionierten die politischen Parteien auch vielmehr nach dem Prinzip der persönlichen Ergebenheit gegenüber einem Führer denn aufgrund ideeller Übereinstimmung. Der britische Historiker George Schöpflin erwähnt noch eine weitere Gemeinsamkeit im politischen Leben Mitteleuropas der Zwischenkriegszeit, nämlich die besondere Rolle exklusiver Gruppen (vor allem innerhalb der Armee), die eine informelle, persönliche Beziehung verband, welche sich auf eine außergewöhnliche gemeinsame Erfahrung stützte (Schöpflin 1990: 73): so zum Beispiel die Legionäre Józef Piłsudski¹¹; die Offiziere der Tschechischen Legion, die den heldenhaften Marsch durch Sibirien gemeinsam durchlebt hatten; oder jene ungarischen Offiziere, die am Weißen Terror der Jahre 1919/20 beteiligt gewesen waren.

George Schöpflin zeigt in seiner Analyse der politischen Entwicklung der Länder Mittel- und Osteuropas in der Zwischenkriegszeit, dass diese Region keineswegs ein Teil des Westens war:

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war in Osteuropa die Zeit eines langsamen, stoßweise vor sich gehenden und mehrfach stillstehenden Modernisierungsprozesses, der durch die kommunistische Revolution mit ihren eigenen Modernisierungsprojekten, Mythen und Utopien abgebrochen und radikal transformiert wurde. (ebd.: 88)

All diese Länder hatten quasidemokratische Regime, und kaum eine der Regierungen Mitteleuropas verlor in der Zwischenkriegszeit Wahlen.

Wiewohl sie die Struktur parlamentarischer Demokratien imitierten, vermochten die Länder Mitteleuropas es in der Zwischenkriegszeit somit nicht, eine starke und einige Zivilgesellschaft herauszubilden – vielfach aufgrund der Verschärfung der sozialen und nationalen Gegensätze, aber ebenso aufgrund der Tatsache, dass die führenden Gruppen nicht an der Überwindung dieser Gegensätze interessiert waren. Diese Umstände geben Schöpflin, der den Versuch unternommen hat durchzuspielen, wie sich die Länder Mitteleuropas ohne sowjetische Vorherrschaft nach dem Krieg entwickelt haben könnten, Recht in der Annahme,

¹¹ 1867–1935, Mitbegründer der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS), Kommandant der polnischen Legionen, die mit Beginn des Ersten Weltkriegs für die polnische Unabhängigkeit kämpften, polnischer Staatschef von 1919 bis 1922 und 1926 bis 1935.

dass die demokratische Entwicklung in vielen dieser Länder bei weitem nicht so glatt verlaufen wäre, sondern wohl eher so wie im Nachkriegsgriechenland mit seiner „Junta der Obristen“¹²:

Wenn die Sowjets nicht gewesen wären, hätten sich etatistische Institutionen zweifellos viel stärker herausgebildet als im Westen. Für eine Beurteilung der politischen Lage in den meisten Ländern Mitteleuropas zu Beginn der dreißiger Jahre ist es wichtig, den „Veränderungsvektor“ zu bestimmen – also die Richtung, in der sich die gesellschaftlichen Stimmungslagen und das politische Spektrum entwickelten. Überall kam es zu einer politischen Radikalisierung der Gesellschaft und in erster Linie zu einer Verschärfung des Rechtsradikalismus. (ebd.: 87f)

Schöpflin folgt übrigens, wenn er das Ost- und das Westeuropa der Zwischenkriegszeit gegenüberstellt, selbst einem klaren Schema, indem er nämlich in gewisser Weise all das aus dem Westen ausspart, was sich schlecht in die Opposition zwischen einer demokratischen westeuropäischen und einer rückständigen osteuropäischen Gesellschaft einordnen ließe. Deutschland erweist sich als Teil Mitteleuropas, Mussolinis Italien, Francos Spanien oder Salazars Portugal wahrscheinlich als Teil Südeuropas, und die schweren Leiden der Demokratie in Frankreich und sogar Britannien werden überhaupt nicht erwähnt. Judts Position trifft hier wohl eher zu:

Mitteleuropa war von der Schlacht auf dem Weißen Berg bis zum heutigen Tag eine Region der permanenten ethnischen und religiösen Konflikte, die in blutigen Kriegen und Gemetzeln ausgetragen wurden, deren Dimension zwischen Pogrom und Genozid schwankte. Westeuropa war oft nicht besser, aber es hatte mehr Glück. (Judt 1990: 48)

Wenn man diesen Gedanken weiterführt, könnte man sagen, dass Mitteleuropa mehr Glück hatte als Osteuropa – und dies auch nach dem Ersten Weltkrieg, als die bolschewistische Revolution in Russland erfolgreich war, während sie sich in anderen Ländern, wie etwa in Ungarn oder Deutschland, nicht durchsetzte, und ebenso später, als es von der Stalin'schen als der grausamsten Version des Sowjetregimes nur einige Jahre – von 1948 bis 1953 – geknechtet wurde und nicht jahrzehntelang wie die UdSSR.

Dies führt uns zu einem der Schlüsselmotive des Streits der Historiker und Historikerinnen um Mitteleuropa. Die Kernfrage lautet: In welchem Verhältnis stehen die Erfahrung des 20. Jahrhunderts und das Erbe der vorangegangenen Jahrhunderte zu den offenkundig unterschiedlichen Szenarien der postkommunistischen Transformation? Viele schreiben die entscheidende Rolle lange zurückliegenden Ereignissen und Prozessen zu: der Annahme des

¹² Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem darauf folgenden Bürgerkrieg (1946–1949) war die griechische Innenpolitik von Instabilität gekennzeichnet. Politische Turbulenzen mündeten 1967 in den Putsch einer Offiziersgruppe um den Obristen Geórgios Papadópoulos. Die Junta errichtete ein Terrorregime, das 1974 zusammenbrach. 1975 erhielt Griechenland eine neue demokratische Verfassung.

Christentums in seiner orthodoxen oder katholischen Version, der Rolle der freien mittelalterlichen Stadt und anderen, in Jenő Szűcs' Worten, „Inseln der Freiheit“ (Szűcs 1990). Es wäre lächerlich, die Bedeutung der Vergangenheit für die gegenwärtige Entwicklung zu leugnen. Doch diesen Ansatz zu verabsolutieren führt direkt zu Samuel P. Huntingtons Konzept. Dieser formuliert das Problem in aller Deutlichkeit: Nach dem Ende des Kalten Krieges ist die Frage der östlichen Grenze Europas offen geblieben. Deren Interpretation durch den US-amerikanischen Politologen ist jedoch äußerst umstritten. „Wer soll als Europäer, also als potentiell Mitglied der EU und der Nato, gedacht werden?“ – dies ist für Huntington der Kern der Frage. Als Antwort darauf zieht er eine „kulturelle Grenze“ durch Europa, die „nach dem Kalten Krieg [...] auch die politische und wirtschaftliche Grenze Europas und des Westens“ bilde und die entlang jener Linie verlaufe, „die seit Jahrhunderten westlich-christliche Völker von muslimischen und orthodoxen Völkern trennt“ (Huntington 1998: 251f). Diese Linie führt entlang der Grenze Russlands mit Finnland und den baltischen Republiken, durchquert das Gebiet des heutigen Weißrusslands, der Ukraine, Rumäniens und Bosniens und mündet an der Küste Montenegros ins Adriatische Meer (ebd.: 253). Die Hauptgefahr solcher Theorien – und Huntington ist mit seinen Konstruktionen bei weitem nicht allein – liegt darin, dass sie die konkrete politische und wirtschaftliche Situation ideologisieren. Deren historische Bedingtheit wird in diesen Konzepten über das Maß vereinfacht, ein veränderlicher und durch viele Faktoren bestimmter Prozess wird fälschlich als seit Jahrhunderten unverändert dargestellt und die zukünftige Entwicklung als bereits vorherbestimmt betrachtet. In anderen Worten: Diese Theorien sind, heuristisch gesehen, für das Verständnis des Problems der Grenzen Europas und der Grenzen zwischen den Regionen Europas kontraproduktiv.

Der ungarische Historiker Jenő Szűcs, auf dessen berühmtes Werk *Die drei historischen Regionen Europas* man sich so gerne beruft, um die „Westlichkeit“ Mitteleuropas zu begründen, schrieb in Wahrheit davon, dass die Tendenzen und Strukturen der westlichen Gesellschaftsentwicklung in dieser Region über all die Jahrhunderte nie eine solche Stufe der Reife und Konzentration erreicht hätten, dass sie die Entwicklung, die die einzelnen Gesellschaften hier genommen haben, wesentlich hätten beeinflussen können. Szűcs betonte, dass man die Spezifik dieser Region nur im Vergleich mit dem Osten und mit dem Westen bestimmen könne, da die Gesellschaften Mitteleuropas über kein einziges gemeinsames Entwicklungsparadigma verfügten. Sein Schüler István Bibó nannte sein Hauptwerk über die Region in einem Anfall von Melancholie sogar *The Distress of the East European Small States* (dt.: Die Misere der osteuropäischen Kleinstaaten; Bibó 1991). Aber die Arbeiten dieser (wie auch vieler anderer) Wissenschaftler, die gar nicht dafür vorgesehen sind, den politischen Mitteleuropadiskurs intellektuell zu bedienen, werden völlig bewusst manipuliert und einzig als Quelle für „bequeme“ Zitate herangezogen.

So begründet etwa der amerikanische Politologe Sherman W. Garnett die Teilungslinie Europas – die jener von Huntington sehr ähnlich ist – anders, als dieser es tut. Seiner Ansicht nach teilt diese Grenze die Länder mit einer längeren staatlichen Tradition von jenen, die erst noch stabile institutionelle Formen und ein personales Reservoir für die Verkörperung von Staatlichkeit suchen, beziehungsweise jene Länder, die mit ihren marktwirtschaftlichen

und politischen Reformen bereits erfolgreich waren, von jenen, denen dies bisher noch nicht gelungen ist (Garnett 1997). Eine solche Konzeption ist bereits nicht mehr als deterministisch zu bezeichnen; sie stützt sich nicht auf eine durch die Vergangenheit bestimmte und vom Willen und Handeln der Zeitgenossen unabhängige Zivilisationsgrenze. Sie verweist vielmehr auf Faktoren, die der Bewertung und Analyse völlig rational zugänglich und – was das Wichtigste ist – veränderbar sind.

Doch wenden wir uns wieder der Geschichte zu, genauer gesagt der allerjüngsten Geschichte: Bislang ungeklärt ist die Frage, inwiefern die Erfahrung des 20. Jahrhunderts, darunter auch die Erfahrung der letzten kommunistischen Jahrzehnte, den Prozess der postkommunistischen Transformation beeinflusst. Selbstverständlich unterscheidet sich der Grad der sozialen Zerstörung dort, wo das Sowjetregime siebenzig Jahre lang existiert hat, qualitativ von der Zerstörung, die jene Gesellschaften erfahren haben, die knapp dreißig Jahre später unter seine Herrschaft kamen. Diese „Verspätung“ verkürzte, wie schon gesagt, die andernorts Jahrzehnte dauernde grausamste Entwicklungsetappe des sowjetischen Systems, den Stalin'schen Terror, auf einige Jahre. Doch auch später sind wesentliche Unterschiede auszumachen. Der Grad der Öffnung gegenüber dem Westen sowie die Freiheit, mit der über wirtschaftliche und soziale Reformen diskutiert wurde, waren in Ungarn und Polen um einiges größer als bei vielen ihrer im „volksdemokratischen“ Unglück vereinten Genossen, ganz zu schweigen von der UdSSR. Sowohl in personeller als auch in konzeptueller Hinsicht waren diese Länder bedeutend besser auf die Transformation vorbereitet, als diese möglich wurde. Welche Rolle spielt – im Vergleich zu diesen Faktoren – das Erbe der länger zurückliegenden Jahrhunderte für die jeweilige Eigenart der postkommunistischen Transformation? Auf diese Frage mit Gewissheit zu antworten bleibt eine unerfüllbare Aufgabe. Eines kann man jedoch mit Bestimmtheit sagen: Hinter den Versuchen, die Situation nach 1989 durch die davor liegenden fünfhundert Jahre deterministisch zu erklären, steht einzig die mindere Qualifikation des Historikers beziehungsweise der Historikerin oder aber die bewusste Absicht, die Leserinnen und Leser zu manipulieren.

Ebenso wichtig ist es, die Rolle zu berücksichtigen, die der Westen für den unterschiedlichen Charakter der Transformation spielt. Inwieweit kann der von den so genannten *Višegrad*-Staaten (Polen, Slowakei, Tschechien, Ungarn) erfolgreich nach dem Westen unternommene Marsch als ein „Entgegenkommen“ des Westens beschrieben werden? Anders gefragt: Welche Rolle spielen die Unterstützung der Reformen und die stabilisierende politische Einflussnahme durch den Westen sowie die Perspektive auf eine baldige Mitgliedschaft in den westlichen Strukturen?

Ash hat den historischen Mitteleuropamythos zu Recht in eine Reihe mit anderen „guten“ Mythen gestellt, wie dem Solženicyn'schen Mythos von jenem „Russland, das wir verloren haben“, oder dem deutschen Mythos vom 20. Juli 1944 als dem Beweis, dass jene, die das Attentat auf Hitler versucht hatten, echte Liberale und Demokraten gewesen seien. Dieser Reihe von Mythen ließe sich durchaus auch die Geschichte Westeuropas hinzufügen, die in teleologischer Weise als eine Geschichte der Toleranz, der Wahrung der bürgerlichen Freiheiten und der Demokratie erzählt wurde. „Darf man es denn zulassen, dass gute Mythen lügen?“

fragt Ash und bemerkt sarkastisch, dass auch Havel und Konrád imstande wären, darauf eine richtige Antwort zu geben – solange es sich nicht um Mitteleuropa drehe (Ash 1990a: 186).

Beim Thema „Die Geschichte und die Mitteleuropadiskurse“ muss die Hierarchie generell geändert werden. Die Geschichte erfüllt in den Mitteleuropakonzepten eine Hilfsfunktion mit all den sich für eine professionelle Historiographie daraus ergebenden negativen Konsequenzen. Die Mitteleuropadiskurse selbst müssen zum Gegenstand der historischen beziehungsweise der historisch-politologischen Forschung werden, vor allem im Bereich der Ideengeschichte. Historikerinnen und Historiker müssen erst für sich die vielfältigen Interessen und „Parteilichkeiten“ klären, die mit den verschiedenen Mitteleuropakonzepten verbunden sind, bevor sie den Mitteleuropabegriff als Instrument der historischen Forschung verwenden. Andernfalls werden ihre Arbeiten durch diesen Begriff von Parteilichkeit geprägt sein – sogar wider Willen.

Die Mühe wird sich bezahlt machen, denn schon heute verfügen wir über genügend Arbeiten, die bezeugen, wie fruchtbringend der Mitteleuropabegriff auf die Analyse bestimmter Perioden und Aspekte des historischen Prozesses angewandt werden kann. So erweist sich der Mitteleuropabegriff etwa als ein Instrument zur Überwindung des engen Rahmens der Nationalgeschichten, die eine Projektion nationalistischer Ideologien in die Vergangenheit darstellen und die Geschichte einer schonungslosen Zensur unterwerfen, mit dem Zweck, die Formierung der neuen Staaten als etwas „Unausweichliches“ und „durch die Geschichte Vorherbestimmtes“ erscheinen zu lassen.

Erste Schritte in diese Richtung sind bereits getan. Im Jahre 1999 war eine Sondernummer der Zeitschrift *European Review of History* (6/1) einer Diskussion über die Verwendung des Mitteleuropabegriffs als eines Instruments der historischen Analyse gewidmet, an der Historiker und Historikerinnen aus England, Frankreich, Holland, Polen, Russland und Ungarn beteiligt waren. Die Mehrheit der Teilnehmenden stimmte darin überein, dass der Mitteleuropabegriff für die Historie keinesfalls ohne Nutzen sei. Doch waren sich alle Autoren und Autorinnen auch darin einig, dass das professionelle Studium der historischen Spezifik dieser Region nichts mit dem historischen Mythos gemein hat, der einen integralen Bestandteil der politischen Mitteleuropakonzepte der achtziger und neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts darstellt. So ist dem Historiker oder der Historikerin klar, dass regionale Grenzen instabil sind. Einer der Schlüsselfaktoren für die soziale, kulturelle und ökonomische Verfassung dieser Länder war etwa die deutsche Ostkolonisation, insbesondere die deutschen Städtegründungen, doch solche Prozesse erstrecken sich definitionsgemäß über Zeit und Raum. Die Grenzen von Regionen dürfen nicht mit den gegenwärtigen Staatsgrenzen, von denen viele noch nicht einmal hundert Jahre alt sind, verwechselt werden. Richtiger ist es, sich die regionalen Grenzen gar nicht als Linien auf einer politischen Karte vorzustellen, sondern als mitunter äußerst weitläufige Grenzräume, wo sich Merkmale benachbarter Regionen vermischen (Miller 1999). Offensichtlich ist die Geschichte der Regionen auch nicht mit der Geschichte der Nationen gleichzusetzen, die heute auf diesem Territorium leben. Die Geschichte Mitteleuropas ist nicht nur die Geschichte der Polen, Ungarn, Tschechen und Slowaken, sondern auch die der Deutschen, Juden und Armenier ebenso wie der Masuren, Kaschuben, Jazygen, Rusinen,

Székler, Vlach, Lemken und einer Vielzahl anderer ethnischer Gruppen, die diese Länder über die Jahrhunderte bevölkert haben (Janowski 1999: 95).

Die „jagiellonische“ Mitteleuropaversion

Der politische Erfolg des Mitteleuropakonzepts in der zweiten Hälfte der achtziger und zu Beginn der neunziger Jahre spornt heute manche Politiker und Politikerinnen dazu an, diese „eingetragene Handelsmarke“ für den Verkauf neuer oder neu verpackter alter Ideen zu verwenden.

Ein besonderes Interesse rufen dabei, vor allem für den Beobachter aus Russland, die in den letzten Jahren in Polen unternommenen Versuche hervor, sich des Mitteleuropathemas zu bedienen. Wir haben bereits festgestellt, dass Mitteleuropas Konturen wesentlich vom geographischen Standpunkt dessen, der über Mitteleuropa räsoniert, abhängig sind. Im Falle Polens zeigt sich die Gültigkeit dieser Regel besonders deutlich. Schon 1989 bemerkte Tony Judt, dass Polen in stärkerem Maß als andere Anwärter auf einen Platz in Mitteleuropa dazu tendiert, den Westen nicht nur als „Bestimmungsort“ zu sehen, sondern auch als Stützpunkt für seine „Ostmission“ (Judt 1990: 47). Den Nährboden solcher Überlegungen bildet eine in der Tat lange zurückreichende Tradition, zu der man den für die polnische Kultur sehr wichtigen Mythos der *kresy*¹³ zählen kann, sowie die damit in Zusammenhang stehende Forderung nach einer Rückkehr zu den Grenzen von vor 1772. Diese Forderung wurde in der Folge schrittweise in die Konzeption einer *Rzeczpospolita* dreier und nicht zweier Völker umgedeutet, in die Idee eines Bundes mit den Litauern, Ukrainern und Weißrussen im Kampf gegen das russische Imperium nach den föderalistischen Plänen eines Józef Piłsudski.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Tradition durch die Pariser Emigrantenzeitschrift *Kultura* unter der Redaktion von Jerzy Giedroyc fortgeführt und dabei wesentlich verändert. Giedroyc rief dazu auf, sich endgültig von der Idee einer Revision der polnischen Ostgrenze zu verabschieden und damit von der Hoffnung, Wilna und Lemberg [ukr. Lviv, poln. Lwów, russ. L'vov] wiederzuerlangen. Für viel wichtiger erachtete er es, eine gute Beziehung zu den östlichen Nachbarn aufzubauen. Doch Giedroyc und sein engster Mitarbeiter und Ko-Autor dieser Konzeption, Juliusz Mieroszewski, wollten mit den Ukrainern, Weißrussen und Litauern nicht einfach nur Freundschaft schließen; sie wollten „Freundschaft schließen gegen“ – gegen Russland.

Ein bedeutender Vertreter der ukrainischen Emigration, Jaroslav Pelens'kyj, der in den neunziger Jahren auch Direktor des Instituts für Osteuropaforschung der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften war, arbeitete eng mit Giedroyc zusammen, distanzierte sich jedoch von der *Kultura* und begründet dies so: „Ich dachte anders als Giedroyc und meinte, dass man

¹³ „Grenzländer“, damit gemeint sind die ehemaligen polnischen Ostgebiete im heutigen Weißrussland, Litauen und der Ukraine.

sein Ukraine-Weißrussland-Litauen-Konzept auch auf Russland ausdehnen müsse.“ (Z perspektywy emigracji 1998: 58) Der bedeutende polnische Politiker und frühere *Solidarność*-Aktivist Dariusz Rosati sekundiert ihm, wenn er eingesteht, dass „dieser Doktrin die Überzeugung zugrunde lag, dass die Ukraine und Weißrussland entsprechend antirussisch gestimmt seien“ (Realizm, pragmatyzm, idealizm? 2001).

Zu Beginn der neunziger Jahre, als über das Mitteleuropakonzept definiert wurde, welche auserwählten osteuropäischen Länder vorrangig in die westlichen Strukturen einzugliedern seien, verhinderte Polen gemeinsam mit den anderen *Visegrad*-Staaten ohne jedwede Sentimentalität die Versuche Kiews, Mitglied der Gruppe zu werden. Doch als es bereits der Nato beigetreten war und sich schon mit einem Bein in der Europäischen Union glaubte, beschloss Polen beziehungsweise ein bestimmter Teil der polnischen Politiker und Intellektuellen, dass das Mitteleuropathema nun für die eigene Ostpolitik von Nutzen wäre. Diese polnische Version des Mitteleuropagedankens wird mitunter als die „jagiellonische“ bezeichnet. Sie beruht auf der Idee, dass das Erbe der *Rzeczpospolita* für die Kultur und Mentalität der Ukraine, Weißrusslands und Litauens bestimmend gewesen sei und diesen einen mitteleuropäischen Charakter verliehen habe. Die so formulierte Mitteleuropakonzeption verschob die Ostgrenze der Region (und damit, im Verständnis der Urheber des Konzepts, überhaupt die Ostgrenze Europas) an die neuen Westgrenzen Russlands. Mitteleuropa wird so im Grunde zu einem „Randeuropa“, Osteuropa verschwindet, und Russland wird, ganz im Sinne der unverändert vorherrschenden polnischen Denktradition, als Eurasien oder Westasien qualifiziert.

Die neue „mitteleuropäische“ Verpackung von ziemlich alten polnischen außenpolitischen Ideen ist in gewisser Weise nachvollziehbar. Erstens verhüllt sie deren polnische Herkunft, die bei den östlichen Nachbarn bis heute eine beim Verkauf ideologischer Produkte eher erfolglose Auszeichnung ist. Es ist verständlich, dass man im Lichte der grausamen, mitunter sogar äußerst blutigen Konflikte mit den Polen noch im 20. Jahrhundert in der Westukraine oder im Wilna-Gebiet lieber von einem „europäischen“ oder „westeuropäischen“ als von einem polnischen Erbe dieser Länder spricht. Bei der bekannten ukrainischen Schriftstellerin Oksana Zabuzko findet sich neben dem Stereotyp vom „kulturell fremden Reich“ und der Sehnsucht nach der verlorenen Europäität unvermittelt der sehr interessante Aufruf an die Polen, die „ukrainische Kultur“ möge für sie „aufhören, ein Mittel zum Zweck zu sein, sondern möge zum Selbstzweck werden“ (Zabuzko 1997: 64, 69). Wiewohl sie die für die „jagiellonische“ Version des Mitteleuropakonzepts charakteristische Feindseligkeit gegenüber Russland teilt, begreift Zabuzko, dass die Unterstützung der ukrainischen Bewegung in der polnischen Tradition von Anfang an ein „Mittel zum Zweck“ war und es bis heute geblieben ist.

In der Westukraine führte der Zusammenbruch der Nationalbewegung *Ruch*¹⁴ sowie der Illusionen über eine rasche Ukrainisierung und einen „Sprung in den Westen“ in letzter Zeit zur Entstehung eines eigentümlichen westukrainischen Separatismus. Selbstverständlich

¹⁴ 1989 gegründete Volksbewegung der Ukraine.

spricht jedoch niemand von einer „Rückkehr nach Polen“; man spricht davon, „Europa teilweise beizutreten“ und den ostukrainischen „Zug abzuhängen“, der sich für die westukrainische Dampflokomotive als zu schwere Last erwiesen habe. Dieses Beispiel veranschaulicht sehr gut die These, dass die Grenzen der historischen Regionen keinesfalls zwingend mit den gegenwärtigen Staatsgrenzen zusammenfallen müssen.

In manchen Fällen wird die antipolnische Einstellung der östlichen Nachbarn durch provinziellen Größenwahn verkompliziert. In seinem Aufsatz „Mitteleuropa – Warum gehören wir nicht dazu?“ bezeichnet Sjarhej Dubavec, der Herausgeber der weißrussischen Zeitschrift *Naša niva*, Weißrussland als einen „typisch mitteleuropäischen Staat“. In seiner Auslegung heißt „mitteleuropäisch“, dass sich ost- und westeuropäische Einflüsse vermischen und keine klare Orientierung nach dem Westen oder Osten vorliegt. Diese These ist noch völlig nachvollziehbar, doch dann geht seine Phantasie mit ihm durch. Der Autor kommt zum Kern seines Konzepts und stellt fest, dass in Europa eine dritte Kraft gebraucht werde, nämlich eine den europäischen Osten und Westen integrierende vertikale Achse. „Um ein Staat zu werden“, schreibt Dubavec,

genügt Weißrussland nicht die Opposition zur Ukraine noch seine litauische Kultur, nicht das russische Erdöl oder die Mitgliedschaft in der Nato. Dieses Mitteleuropa befindet sich nicht im westlichen Teil Mitteleuropas, der Visegrad-Gruppe, die sich vor der Einreise in den Westen in Quarantäne befindet. Die Visegrad-Gruppe ist ein Vorzimmer, aber kein Haus. Das wahre Mitteleuropa liegt im Osten, auf dem Territorium des einstigen Großfürstentums Litauen mit seinem Zentrum im heutigen Weißrussland. Weißrussland könnte der Kern Mitteleuropas sein. Eine weitere historische Wende ist nötig, damit das Großfürstentum Litauen sich vom Grunde der Geschichte erheben kann. (Dubawiec 1997: 34f)

Bemerkenswert an dieser Konstruktion ist die Tatsache, dass Ostmitteleuropa darin zum westlichen Teil Mitteleuropas umgedeutet wird. Damit wird die jagiellonische Interpretation des Themas (mit Polen als Gravitationszentrum) verworfen, und „vom Grunde der Geschichte“ erhebt sich eine andere, dem Autor näher stehende Tradition des Großfürstentums Litauen vor seiner Union mit Polen.

Doch kehren wir zur polnischen Interpretation des Mitteleuropathemas zurück: Sie verschleiert nicht nur die polnische Herkunft gewisser Ideen, sondern verleiht diesen auch einen „gesamteuropäischen“ Klang. So begegnen wir ihnen in Václav Havels Rede vom Mai 2001 in Bratislava [Pressburg], wo er gegen die „neue Teilung der Welt“ protestierte und dazu aufrief, die nächste Etappe der Nato-Erweiterung möglichst noch umfassender zu gestalten und auf das Territorium der ehemaligen UdSSR auszudehnen. Die Ostgrenze Europas entlang der Westgrenze Russlands verlaufen zu lassen wird freilich für keine neue Teilung der Welt gehalten, und zwar einfach deshalb, weil diese Teilung Havel gefällt.

Im „jagiellonischen“ Mitteleuropa fällt Polen die regionale Führungsrolle zu. Warschau hat nicht nur wiederholt versprochen, in den westlichen Strukturen als „Advokat“ Litauens und der Ukraine aufzutreten, sondern hat auch klar gemacht, dass es bei der Definition der

Ostpolitik der Nato und der Europäischen Union für sich eine Sonderrolle in Anspruch nimmt. In Moskau ruft dies unverhohlenen Ärger hervor, und in vielen westeuropäischen Hauptstädten spitzt man zumindest die Ohren. Einige polnische Politiker erklären die besonders guten Beziehungen zwischen Warschau und Washington überhaupt gerne damit, dass die USA aufgeschlossener gegenüber den polnischen Vorstellungen von der Rolle Warschaws im Osten seien als ihre westeuropäischen Bündnispartner (Dyskusia o polskiej polityce wschodniej 2001).

Viele sprechen in Polen offen von der Notwendigkeit, Ressourcen der Nato und der Europäischen Union für ihre Ostpolitik zu mobilisieren, und gestehen damit ein, dass Warschau der Ukraine außer schönen Worten bislang nichts zu bieten hatte. Natürlich wird man sich beim Erschließen dieser Ressourcen die „mitteleuropäische“ oder „gesamteuropäische“ Idee an die Fahnen heften. Die „Gesamteuropäität“ wird sich dabei über die „Mitteleuropäität“ definieren, in dem Sinn, dass das Bild des „konstitutiven Anderen“ weiterhin an Russland haften bleibt. Prag und Budapest werden hierin Verbündete Warschaws sein, denn jetzt, wo sie bereits Teil der westlichen Strukturen geworden sind, haben diese Länder ein unmittelbares praktisches Interesse daran, nicht zu lange in ihrer unbequemen Grenzlage zu verbleiben. Die Versuche, sich des Mitteleuropathemas für politisch-ideologische Zwecke zu bedienen, setzen sich somit weiter fort. Wie schon zuvor wird ihr Erfolg oder Misserfolg davon abhängen, wie ernsthaft die Unterstützung sein wird, die sie im Westen erhalten.

*

Iver B. Neumann schließt seine Analyse der „Kundera'schen“ Version des Mitteleuropadiskurses mit der Bemerkung:

Es gibt viele Gründe, warum es sich für den Westen lohnt, die Herausbildung eines Mehrparteiensystems und einer Marktwirtschaft in der Tschechischen Republik, in Ungarn, Polen usw. zu unterstützen. Doch die Vorstellung, dass diese Länder irgendwie „europäischer“ seien als ihre unmittelbaren östlichen Nachbarn, zählt nicht zu diesen Gründen. (Neumann 1999: 160)

Der vernünftigen Logik dieser Bemerkung folgend, könnte man fortfahren: Der Westen hat auch viele Gründe, die Herausbildung eines Mehrparteiensystems und einer Marktwirtschaft in den ehemaligen Sowjetrepubliken zu unterstützen, doch die Vorstellung, dass diese europäischer seien als Russland oder dass man diese vor Russland „retten“ müsse, zählt nicht dazu. Offensichtlich liegt der Schwerpunkt der verschiedenen aktuellen Mittel- und Ostmitteleuropakonzeptionen nicht darauf, die Unterstützung des Westens zu erhalten und bei ihm Betroffenheit zu erzeugen – dafür kann man andere, rationalere Argumente finden. Die Hauptfunktion dieser Konzepte besteht vielmehr darin, Konkurrenten im Wettkampf um eine privilegierte Position in den Beziehungen zum Westen entweder auszuschließen oder nachzureihen.

Literatur

- Anderson B. 1983: *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London (dt.: *Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt/M. 1988).
- Ash T. G. 1990a: Does Central Europe Exist? Ash T. G. (Hg.): *The Uses of Adversity. Essays on the Fate of Central Europe*. New York, 180–212.
- Ash T. G. 1990b: Mitteleuropa? *Daedalus* 119/1, 1–21.
- Balmaceda M. (Hg.) 2000: *On the Edge. Ukrainian-Central European-Russian Security Triangle*. Budapest.
- Bibó I. 1991: The Distress of the East European Small States. Bibó I. (Hg.): *Democracy, Revolution, Self-Determination*. New York, 1–159.
- Bojtár E. 1988: Eastern or Central Europe? *Cross Currents* 7, 253–270.
- Brodsky J. 1986: Why Milan Kundera Is Wrong About Dostoevsky? *Cross Currents* 5, 477–483.
- Bugge P. 1999: The Use of the Middle: „Mitteleuropa“ vs. „Střední Evropa“. *European Review of History* 6/1, 15–35.
- Dubawiec S. 1997: Europa Środkowa: dlaczego nas tam nie ma? *Wież* 9, 34–36.
- Dyskusja o polskiej polityce wschodniej. <http://www.batory.org.pl/forum> [Stand 01.03.2001].
- Friszke A. 1989: *O kształt niepodległej*. Warszawa.
- Garnett S. W. 1997: *Keystone in the Arch. Ukraine in the Emerging Security Environment of Central and Eastern Europe*. Washington.
- Halecki O. 1950: *The Limits and Divisions of European History*. London (dt.: *Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*. Darmstadt 1957).
- Hobsbawm E. J. 1991: The Return of Mitteleuropa. *The Guardian*, 11.10.
- Huntington S. P. 1998: *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München.
- Janowski M. 1999: Pitfalls and Opportunities: The Concept of East-Central Europe As a Tool of Historical Analysis. *European Review of History* 6/1, 90–101.
- Judt T. 1990: The Rediscovery of Central Europe. *Daedalus* 119/1, 23–54.
- Kiš D. 1987: Variations on the Theme of Central Europe. *Cross Currents* 6, 1–14.
- Kundera M. 1982: Interview to Alain Finkielkraut. *Cross Currents* 1, 15–29.
- Lemberg H. 1985: Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas. *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, NF 33, 48–91.
- Максимов В. 1986: Евангелие по Милану Кундере. *Новое Русское слово*, 12.01.
- Masaryk T. G. 1930: *Rusko a Evropa* 1. Praha.
- Matejka L. 1990: Milan Kundera's Central Europe. *Cross Currents* 9, 127–134.
- Meyer H. C. 1955: *Mitteleuropa in German Political Thought and Action*. The Hague.
- Miller A. 1999: Central Europe: A Political Concept or a Tool for Historians? *European Review of History* 6/1, 85–89.
- Naumann F. 1915: *Mitteleuropa*. Berlin.
- Neumann I. B. 1999: *The Uses of the Other. „The East“ in European Identity Formation*. Minneapolis.
- Palacký F. 1874: *Gedenklblätter. Auswahl von Denkschriften, Aufsätzen und Briefen*. Prag.
- Realizm, pragmatyzm, idealizm? Dyskusja w Fundacji Batorego 1 marca 2001 r. *Tygodnik Powszechny*, 22.04.2001, 5–6.
- Schöpflin G., Wood N. (Hg.) 1989: *In Search of Central Europe*. London.
- Schöpflin G. 1990: The Political Traditions of Eastern Europe. *Daedalus* 119/1, 55–90.
- Schwarz E. 1989: Central Europe: What It Is and What It Is Not. Schöpflin G., Wood N. (Hg.): *In Search of Central Europe*. London, 143–156.
- Šimečka M. 1989a: Another Civilization? An Other Civilization? Schöpflin G., Wood N. (Hg.): *In Search of Central Europe*. London, 157–162.
- Šimečka M. 1989b: Which Way Back to Europe? Schöpflin G., Wood N. (Hg.): *In Search of Central Europe*. London, 176–182.
- Szücs J. 1990: *Die drei historischen Regionen Europas*. Frankfurt/M.
- Wolff L. 1994: *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford.
- Z perspektywy emigracji. Z Jarosławem Peleńskim rozmawia Olga Iwaniak. *Wież* 3/1998, 48–59.
- Zabuzko O. 1997: Od „Małej apokalipsy“ do „Moskowiady“. *Wież* 9, 60–69.

Aus dem Russischen übersetzt von Dagmar Gramshammer-Hohl